In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 33. Posen, den 10. Februar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Er hing das Herz in ein Glas. Dies Glas selbst stand in einem durchsichtigen Gefäß, welches eine Duschvorrichtung und einige dünne Schläuche besaß. Bransen legte die Schläuche in die abgeschnittenen Anfangsteile der Adern, die vom Herzen abstanden. Jetzt ließ er das „Karol" in die Schläuche regnen. Bransen saß mit halb zugekniffenen Augen da und wagte nicht zu atmen.

Eine Stunde später wusch er den Arbeitstisch ab. Es gab eine gründliche Reinigung, und trotzdem waren die großen Blutflecke nicht zu entfernen. Der Tisch sah immer noch wie eine Landkarte aus. Bransen stellte Gläser, Retorten, Schalen weg, er schaffte Ordnung. Nun saß er vor dem aufgeräumten Tisch und schrieb.

Der Brief war an Professor Hirnbringer, den ersten Wissenschafter Deutschlands, gerichtet. Er lautete: „Ich bitte zu entschuldigen, daß ich mich als Unbekannter an Sie wende. Ich habe, wie ich glaube, eine Entdeckung von höchster Wichtigkeit gemacht, und möchte sie Ihnen vorführen."

*

Brée traf hundert Meter unter der Erde die Prinzessin Hamsuchin, eine junge Dame, die vor wenigen Jahren einen seiner Freunde ruiniert hatte; er traf sie anläßlich der Einweihung des ersten Berliner Tiefbaues. Brée erinnerte sich sofort, daß diese Schlanke im Laufe eines einzigen Jahres nicht weniger als zwei Millionen verbraucht hatte; das imponierte ihm. Er stellte ihr an die zweihundert Herren vor, die sie sämtlich mit einem Kopfnicken abfertigte; schließlich fühlte sie sich so matt und zerschlagen, daß sie ernstlich bat, eine Stunde ausruhen zu dürfen. Brée führte sie in einen kleinen Raum mit blauen Majolikawänden und goldener Decke; in dem Raum standen zwei blaue, tiefe Sessel und eine Stehlampe mit goldenem Seidenschirm.

„Um Gottes willen, Brée!" rief sie aus, als sie in einem der Sessel lag und die langen schmalen Beine weit von sich streckte. „Hast du Geburtstag? Jubiläum? Warum gratuliert dir jedermann?"

„Belanglos," antwortete der Baron. „Ich gehöre zum Vorstand der Gesellschaft, die diesen Bau finanziert hat."

Brée lag mit der gleichen Miene der Erschöpfung im Sessel, die Beine vorgeschoben, und reichte der Prinzessin mechanisch Zigarettendose und Feuerzeug. Die Sache mit dem Bau war etwas anders, als er gesagt hatte. Brée stellte sein Licht unter den Scheffel. Er genierte sich, zu gestehen, daß er ein kunst- und phantasiebegabter Mensch sei. Er hatte den Tiefbau nicht nur finanziert, der Tiefbau war seine Idee gewesen. Wie das gekommen war? Nun, Brée war eines Tages über einen der belebten Plätze des Westens gegangen, und Fräulein Antar hatte zu ihm gesagt: „Scheußlich, wie hier alles verbaut ist!" Darauf entgegnete er: „Dem wollen wir gleich Abhilfe schaffen. Ich werde unter der Erde ein Schloß bauen, das Platz genug hat." Es sollte ein Scherz sein, wurde aber Ernst. Aus purer Langeweile begann er, sich mit dem Plan zu befassen. Er wandte sich an einen Architekten, und der Mann war Feuer und Flamme. Brée gründete auf der Stelle ein Syndikat, das aus ihm selbst, dem Herzog von Caderal und einigen Börsenkönigen bestand. Jetzt wurde ein hundert Meter tiefes Loch in die Erde gerissen, und dieses Loch wurde mit einer Tapete von Eisenbeton verkleidet. Es arbeiteten Armeen von Menschen, nach drei Monaten war der Palast unter der Erde fertiggestellt. Das Syndikat übergab den Bau als Luxushotel up to date der Oeffentlichkeit, setzte Direktoren ein, und schon zeigte es sich, daß der Tiefbau ein gutes Geschäft war. Das unterirdische Hotel, das fünfhundert Zimmer vergeben konnte, war schon am Eröffnungstage über und über besetzt, Anmeldungen für die nächsten Monate lagen jetzt schon vor. Die Menschen strömten aus allen Zentralen der Welt herbei, den Wunderbau zu sehen. Es war eine kleine Stadt unter der Erde, welche die größte Begeisterung hervorrief. Um sieben Uhr abends waren die Gäste, deren Gepäck schon vormittags in die reservierten Zimmer gebracht worden war, auf dem Savignyplatz erschienen. Sie standen in großen erstaunten Heeren da und warteten, daß sich die Erde öffne! Es war nicht das geringste zu sehen! Rasenflächen! Punkt halb acht spaltete sich die Erde, und aus sechs verschiedenen Löchern stiegen geräumige Fahrstühle, welche die Gäste in die Unterwelt brachten. Jetzt begann das große Staunen. Als die Lifts hundert Meter gefallen waren, strömten die Gäste in die riesige Halle, die mit aller erdenklichen Eleganz eingerichtet war. Das Syndikat (ohne Brée, der sich unter die Gäste mischte) führte die Heere an und zeigte, was zu sehen war: Restaurationsräume, Wintergarten, Kabarett, ein kleines, hundert Personen fassendes Theater, das täglich mit einem erlesenen Ensemble spielen sollte, Bibliothek, Schwimmhalle, Turnsäle, Kabinette von höchstem Luxus. Der Rundgang führte durch sechs Etagen; durch alle Stockwerke aber lief ein großer, breiter Schacht, der auf dem Platz mündete. Der Schacht hatte eine Höhe von annähernd hundert Metern, in ihm ragte, von der Halle im Parterre aus, eine gewaltige Marmorstatue; eine Venus von göttlich schönen Formen, das riesige Denkmal eines Frauenideals. Es war unmöglich, von den unteren Stockwerken aus bis hinauf zu sehen; stand man aber in der sechsten Etage, so konnte ein Eingeweihter erkennen, daß der Bildhauer vortreffliche Arbeit geleistet hatte; der bildschöne Kopf der Venus war der Kopf Yesters, der halb Vergessenen. Brée hatte sich, nachdem der Bau beschlossen war, nicht mehr um die laufenden Angelegenheiten gekümmert, geschweige irgend jemand von seiner Mitwirkung erzählt; diese Göttinnenstatue war das einzige, worauf er bestand. Als ihm der Bildhauer das Werk übergeben konnte, ließ er etwas unterhalb der linken Brust einen vierzehnkarätigen Diamanten einsetzen. Man mußte schon ein sehr geübtes und scharfes Auge haben, um innerhalb der riesigen Dimensionen den kleinen blitzenden Punkt im Marmor zu entdecken. Brée aber war guter Stimmung; es war das letzte Geschenk, das er Yester gemacht hatte.

Die Prinzessin Hamsuchin setzte sich aufrecht. „Sie haben Ihre Finger auch in allen Dingen, Brée! Sieh einer an! Der Herrenreiter als Hotelier!“

„Ich danke, daß Sie nicht Oberkellner sagen, Prinzessin!“ lächelte der Baron und schob mit einer lässigen Handbewegung die sich nun über ihn ergießenden Komplimente zurück. Er drückte den Klingelknopf nieder. Der eintretenden Livree befahl er: „Champagner!“ — „Ihr Wohl, Prinzessin!“

„Ihr Wohl, Brée! Und tausend Glückwünsche!“

Der Baron wußte wohl, daß Fräulein Antar, jenes junge Mädchen, welches die eigentliche Urheberin dieses Palastes war, in einem Kabinett im zweiten Stock auf ihn wartete. Er zog jedoch die Prinzessin vor, um sich mit ihr die Zeit zu vertreiben; die Prinzessin war überaus apart, und manchmal flackerten Spuren von Geist in ihrer Unterhaltung auf.

Was ihn an ihr interessierte, war folgendes: die Prinzissin war vor vier Jahren, als er ihre Bekanntschaft machte, eine üppige Brünette gewesen mit einer entzückenden Stupsnase. Seitdem hatte sich jedoch ihre Erscheinung merkwürdig verändert. Heute war sie eine jener schlanken Blondinen, wie sie alle Welt als „Typ“ ausruft, ihr Haar war nicht eigentlich blond, sondern gelb, sie hatte kurzes, zitronengelbes Knabenhaar. Ihre Nase war ein Geschenk Professor Daums, des vielumworbenen Spezialisten für derartige Operationen; er hatte ihr die schönste Nase der Welt geschenkt. Und ihre Schlankheit? Nun, auch für diese zeichneten ein paar Aerzte verantwortlich, ihre Schlankheit war das Resultat von vier Operationen, bei denen sie ihr Fett ließ.

Das war die Prinzessin Hamsuchin. Sie trug ein Kleid von Stroh, das auf roten Samt genäht war, das Stroh war mit orientalischen Mustern bemalt. Ihre Beine schienen unbekleidet zu sein, ohne daß man darauf schwören konnte. Brée sah die Beine näher an, was ihm eine freundlich gemeinte Ohrfeige eintrug: es waren in der Tat nackte Beine, die ein Künstler mit dunkelroten Ringen und Vierecken bemalt hatte, herrliche, barbarische Beine. Die Füße steckten in Schuhen, die ganz und gar aus Rubinen bestanden, Sohlen, Absätze und Spann. Dies alles war übergossen mit einem wahren Regen von schwarzen Perlen. Es waren jene berühmten Perlen, die vor vier Jahren seinen Freund ruiniert hatten.

Das Antlitz der Prinzessin war ebensosehr ein Kunstwerk wie ihre Beine, ihre Brüste, ihr Rücken, ihre Hüften: ein Antlitz, mit Pastell gezeichnet. Eine hohe Stirn mit wegrasiertem Haaransatz, kunstvoll geschnittene und gemalte Augenbrauen in violetter Färbung, ockergelbe Augenhöhlen. Die Nase weißgepudert, die Wangen ebenfalls weiß mit einem rosa Unterton, ihr Kinn dagegen war durchaus rosa gepudert, rosa waren auch die feinen, zarten Ohren. Es schien, als wenn selbst ihre Augen und ihr Blick gefärbt wären: violette Augen von demselben Lila wie die Brauen; ihre Blicke waren ebenfalls violett. Auf der Wange leuchtete ein kleines Muttermal; es war das einzige, was an ihr echt war.

Diese Frau mit den dünnen spitzen Fingern sagte: „Brée, ich erlaube dir, mir einen Gefallen zu erweisen. Dein Zauberhaus gefällt mir. Nimm mich bei dir auf.“

„Ist das nicht etwas gefährlich, Prinzessin?“ Der Baron siezte sie, obwohl sie du zu ihm sagte. „Da ich nun mal Mitbesitzer dieses Zauberhauses bin, könnte es leicht geschehen, daß ich mit meinem Zauberschlüssel die Tür zu Ihren Zimmern öffnen würde.“

Prinzessin Hamsuchin warf die Lippe in die Höhe. ‚Ich würde dich sogar darum bitten.“

Brée lächelte versteckt. Er hatte nicht die Absicht, sich dieses Kunstwerkes zu bemächtigen. Die große Zeit der Kurtisanen war um. Der Baron, ein kleines Spiegelbild der Welt, sehnte sich bereits nach einem andern Typ von Weib. Er wollte etwas mehr Natur. Nein, viel mehr Natur. Die Natur selbst. Er dachte bereits daran, einen anderen Frauentypus zu propagieren. Doch er war höflich und läutete. Er ließ den Manager rufen und sich die Zimmerpläne bringen.

„Würde Ihnen diese Flucht im vierten Stockwerk gefallen, Prinzessin?“

Sie lächelte dankbar.

Der Manager wagte einzuwerfen: „Verzeihung, Herr Baron, diese Flucht ist von Mr. Wells bewohnt.“

„Werfen Sie Mr. Wells in die erste Etage,“ antwortete Brée. „Die Prinzessin wird zunächst für die Dauer eines Jahres diese Räume beziehen.“

Der Manager warf Mr. Wells in die erste Etage.

Um zwei Uhr begleitete Brée die Prinzessin bis an ihre Tür. Es war kein Abschied, den sie von ihm nahm. Sie erwartete, daß er von seinem Schlüssel Gebrauch machen würde.

Brée stieg in den Lift und fuhr in den zweiten Stock. Jawohl, Fräulein Antar wartete noch auf ihn.

Er sagte hinwerfend: „Man fängt bereits an, mich als Oberkellner zu behandeln. Gestatten Sie bitte, liebes Fräulein, daß ich meinen Anteil an diesem Haus, ich glaube ich besitze dreißig Prozent der Aktien, an Sie abtrete.“

Fräulein Antar errötete und nahm das Geschenk, während sie wieder bleich wurde, mit einem gestammelten Dank an.

Ein Freund des Barons, der den Auftrag erhalten hatte, Brée herbeizuschaffen, lief durch sämtliche Stockwerke, konnte ihn aber nicht finden. Ein Domestik sagte ihm: „Ich glaube, Baron Brée hat sich schon zurückgezogen.“

„Wissen Sie die Zimmernummer?“

„Ich glaube, —“ Der Domestik geriet in Verlegenheit.

Der Freund jedoch wagte nicht, in die Gemächer Fräulein Antars zu telephonieren.

Brée suchte am andern Morgen die Schwimmhalle auf, sprang in das Bassin, legte sich auf den Rücken und rauchte eine Zigarette. Hierauf stellte er sich zehn Minuteten lang unter die Dusche, ließ sich massieren, trank ein Glas Portwein, kleidete sich an und telephonierte mit der Prinzessin, ob sie ihn zum Frühstück erwarten wolle. Fräulein Antar hatte vor auszuschlafen, also mußte er sich anderswo umsehen.

Nach dem Frühstück fühlte Brée Sehnsucht nach Tageslicht; es war gräßlich, ständig von Glühbirnen umleuchtet zu sein. Prinzessin Hamsuchin, in einem englischen Vollkleid, umhangen von einem Blaufuchs, begleitete ihn.

„Ich warne Sie, Prinzessin,“ lächelte der Baron. „Ich beginne jetzt mit meinen täglichen Elastizitätsübungen, die Sie schwerlich vertragen werden.“

„Bitte, du sollst mich kennen lernen!“

Er nahm sie also mit zum Flugplatz. Da sie sehr weiß gepudert war, konnte sie nicht mehr erblassen, als Brée sie an ihren Sitz im Flugzeug festschnallte und sich selbst Gurte über die Schultern legen ließ. Ein Schlosser warf sich auf den Propeller. Die zerpeitschte Luft brüllte wie eine Armee von Zyklopen. Brée gab Gas, der Apparat lief ins Feld hinein, nun griff er ins Höhensteuer. Der kleine rote Vogel stieg fast senkrecht in die Luft, die Tragflächen zitterten. Die Erde versank. Felder, Dächer, Bäume flogen abwärts. Brée schrie im Diskant, um gegen den Baß der Winde anzukommen: „Halensee!“

Die Prinzessin sah mit einem angenehmen Kitzel in das fliehende Bild hinab, das in schräger Morgensonne dalag. Tupfen, Punkte, gelbe Striche, ein Netz von Linien, irgendwo eine blinkende Kirchturmspitze. Felder von Dächern. Plötzlich erfolgte ein scharfer Knall. Aus dem Auspuff schlug eine kurze Stichflamme. Brée fing an, seine Elastizitätsübungen auszuführen. Er schlug einen Purzelbaum in der Luft, den Apparat mitreißend. Unten verschwand die Landschaft und wich dem Wolkenmeer. Ueber ihnen lag die Erde. Sie flogen auf dem

Rücken. Dann drehte sich der Himmel und ebenfalls die Erde; Brée brachte den Apparat in seine alte Lage zurück.

Er wiederholte diese Luftsprünge, geschickt ausgeführte Saltos, so lange, bis es ihm langweilig wurde. Nach einer halben Stunde kehrte er um. Ueber dem Flugplatz schraubte er den Vogel in eine Höhe von fünfzehnhundert Meter. Auf die Prinzessin sehend, die sich nicht zu rühren wagte, stellte er den Motor ab. Dieser senkrechte Sturz, wobei sich der Apparat ständig in einem Wirbel drehte, war eine seiner größten Vergnügen. Zweihundert Meter über der Erde drückte er wieder auf den Anlasser. Das Flugzeug stieg, um dann glatt zu landen.

„Wie gefällt Ihnen dieser Sport, Prinzessin?"

„Es ist ein bißchen kühl, da oben," sagte sie und nichts mehr. Sie war eine kleine, zerbrechliche Heldin.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Spitzweg.

Zum 120. Gedenk-Geburtstag des großen Malers.

Von Prof. Dr. Kurt Gerstenberg (Universität Halle).

(Nachdruck verboten.)

Man pflegt Spitzweg mit Moritz v. Schwind und Ludwig Richter in einem Atem zu nennen, und in der Tat sind sie Vertreter einer verwandten gemütvollen Lebensanschauung voll selbstzufriedener Bescheidenheit, wie sie das Biedermeierzeitalier charakterisiert. Aber auf diesen gemeinsamen Hintergrund sind diese drei Maler doch die denkbar verschiedensten Naturen. Schwinds rhythmische Kunst wies nach dem Fresko, Richters Kunst erschöpfte sich wesentlich in der Zeichnung, Spitzweg aber war im tieferen Sinne eine Malernatur.

Die Gunst des Publikums ist der feinen Kunst Spitzwegs zunächst zuteil geworden wegen ihres erzählenden Inhalts, der eine köstliche Welt voll stiller Poesie und komischer Ergötzlichkeit umschließt. Spitzweg war ein heiterer Philosoph, der die Torheiten des Lebens nicht verachtete, sondern belachte. Da er selber ein solcher Sonderling war, wie er sie zu malen pflegte, ironisierte er gewissermaßen sein eigenes Dasein, wenn er die schrullige Lebenshaltung seiner Geschöpfe den vergnügten Blicken der Betrachter preisgab. Wenn er etwa den Kaktusfreund darstellt in liebevoller Betrachtung der Blüte, die eben an einer Opunzie aufgebrochen ist, und der Betrachter entdeckt, daß dieser dunkelgrün gekleidete Mann sich genau so verkrümmt wie die Pflanze, und daß seine Nase genau so rot leuchtet wie die Blüte am Kaktus, so wird ihm dieser Vergleich ein Lächeln abnötigen.

Immer gibt Spitzweg das Bezeichnende der Situation, das charakteristisch Feste und Solide. Jeder dieser Menschen, die er darstellt, ist eine kleine Welt für sich, ein Mikrokosmos. Dazu ist die architektonische Umgebung dieser Kleinstadttypen reich, präzis und inhaltvoll. Diese Situationspoesie der Architektur gewann Spitzweg auf der Grundlage zahlreicher Architektur- und Landschaftszeichnungen, die er in süddeutschen Städten mittelalterlichen Gepräges machte. Wie Spitzweg einer der ersten war, die Rothenburg ob der Tauber entdeckten, so kannte er auch die malerischen Gassen und Winkel in Nürnberg, Wasserburg, Landshut und Salzburg und jenseits der Alpen im deutschen Südtirol, in Sterzing und Bozen.

So unerschöpflich seine Phantasie scheint, größer noch ist Spitzweg als Maler. Er errang eine Feinheit des tonigen Malens und eine Breite des Strichs, die ihn weit vor den Zeitgenossen in München hervorhebt. Dazu verhalfen ihm die großen Reisen seines Lebens, die ihn 1850 nach Venedig, 1851 nach Paris, London und Belgien führten. Unter den französischen Malern, die damals zur Geltung kamen, haben Delacroix und Diaz entscheidend auf Spitzweg gewirkt. Die Kraft der Farbenkontraste verdankt er Delacroix, den juwelenhaften Glanz der Farbe und die malerische Stimmung der Waldlandschaften verdankt er Diaz. In den Jahren nach der Pariser Reise bis etwa 1870 schuf Spitzweg seine bedeutendsten Werke. Die einzelnen Figürchen und die Architekturmotive setzt er mit größter Treffsicherheit in die Fläche. Die Farbenwahl wird immer delikater. In diesen Bildern wird nicht mehr lang und breit erzählt, sondern alles erfährt eine Zuspitzung auf den Augenblick, auf die Pointe. Aber in diesen Bildern ist das Behagen an der Anekdote durchaus der Freude an der Kultur und Freiheit der Malerei gewichen. Spätbilder, wie Flötenkonzert, Erinnerung, Verliebtes Paar, Schauspielergesellschaft, haben in der Silhouettierung der Figuren etwas von der Schlagkraft der Gestalten Daumiers. Aber zugleich besitzen sie ein ungewöhnlich reiches und schönes Kolorit, das in impressionistischer Weise ohne Deutlichkeit der Einzelheiten und mit pastosem Farbauftrag gemalt ist. Besonders das Frauenbad in Dieppe (Berliner Nationalgalerie), das unter Benutzung eines Vorbildes von Isabey 1853 entstand, ist ein Vorstoß weit in den Impressionismus hinein, aber lange vor der Zeit, ehe der französische Impressionismus der europäischen Malerei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die entscheidende Wende gab.

Die überlisteten Zöllner.

Eine Anekdote.

Folgende kleine Geschichte ist nunmehr vor hundert Jahren passiert und trotz ihres hohen Alters noch so spaßig, daß es sich wirklich verlohnt, sie zu erzählen.

Ein französischer Kaufmann hatte in England Verwandte, die er eines Tages zwecks Erbteilung aufsuchen mußte. Um nun die Reisekosten wieder einzubringen, gedachte der Kaufmann die Fahrt in das fremde Land mit einem Geschäft verbinden zu können, und kaufte daher für 6000 Frank Handschuhe, die er in England mit Vorteil loszuschlagen hoffte, da ihm bekannt, daß französische Handschuhe bei den Briten ein gesuchter Artikel waren.

Nach schneller Ueberfahrt erreichte der Kaufmann Dover und mußte nun auf dem Zollamt sein Gepäck vorlegen.

„Haben Sie irgend etwas Steuerbares bei sich?" wurde er angeredet.

„Freilich — einen Posten französischer Handschuhe, für die ich den Zoll entrichten möchte."

„Bitte, zeigen Sie her. — Welchen Wert haben die Handschuhe?"

Einen Augenblick überlegte der Kaufmann. Dann sagte er, in der Meinung, weniger Zollgebühren entrichten zu brauchen:

„3000 Frank."

Der Beamte sah den Kaufmann scharf an.

„Wollen Sie, bitte, einen Augenblick warten."

Damit verschwand er in dem Zimmer des Zollvorstehers.

In damaliger Zeit gab es in England ein Zollgesetz ganz eigener Art. Deklarierten nämlich Reisende die zu verzollenden Waren zu einem Werte, der in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Werte stand, so hatten die Zollämter die Ermächtigung, die Ware zu dem angegebenen Werte anzukaufen, und der Reisende, der sich dagegen nicht wehren konnte, war die Ware los.

Nach kurzer Zeit kam der Beamte zurück, setzte nun den Kaufmann von jenem Gesetz in Kenntnis, zahlte 3000 Frank und empfahl sich mit den Handschuhen, die das Doppelte gekostet hatten, überaus freundlich.

Wut und Verzweiflung des Kaufmanns über diesen Verlust wichen jedoch bald ruhiger Ueberlegung. Zuerst besorgte er sich ein Gesetzbuch und vertiefte sich in die englischen Zollbestimmungen. Dann führte er, wieder nach Frankreich zurückgekehrt, seinen Plan aus, in welchen er allerdings einen Freund einweihen mußte. Er kaufte wieder Handschuhe, diesmal für 50 000 Frank, und teilte sie mit seinem Freunde, so daß jeder die Hälfte erhielt. Darauf bestiegen die Herren zwei Paketboote, deren eins nach Brighton, das andere nach Dover segelte, um so auf zwei Wegen die Handschuhe nach England einzuführen.

Sowohl in Brighton wie in Dover spielte sich bei der Landung nun genau dieselbe Szene ab.

„Haben Sie was zu verzollen, mein Herr?"

„Freilich, eine Partie französischer Handschuhe."

„Wollen Sie, bitte, zeigen!"

„Gern, hier sind sie."

„Wie hoch schlagen Sie den Wert an?"

„10 000 Frank."

„10 000 Frank?" — Das Zollamt Sr. Majestät wird so freundlich sein, Sie des ferneren Handels zu überheben. Sie werden die Ware zurücklassen und die geforderte Summe in Empfang nehmen."

Hier wie dort empfingen die Franzosen die 10 000 Frank und gingen mit anscheinend tiefbetrübten Mienen von dannen. Sie reisten, wie verabredet, einander entgegen und teilten sich nun gegenseitig ihre Erlebnisse mit.

Bald kam jener Tag, an dem nach britischem Gesetz alle Zollämter gleichzeitig die im Laufe eines Jahres beschlagnahmten und angekauften Waren versteigern lassen mußten. Der Franzose, der in Brighton gelandet war, begab sich nach Dover, und umgekehrt der aus Dover nach Brighton.

Die Auktion begann. An den anderen Waren hatten die Franzosen kein Interesse, um so mehr aber an den Handschuhen, die ebenfalls an die Reihe kamen. Gerade wollte ein englischer Kaufmann ein bedeutendes Angebot abgeben, als der französische Kaufmann eine Entdeckung machte, die alle in Erstaunen setzte. Die Handschuhe, die in Dover versteigert wurden, waren ausschließlich rechte — nicht ein einziger linker befand sich darunter, somit gar nicht zu gebrauchen und vollkommen wertlos. Die gleiche Entdeckung wurde in Brighton gemacht, wo sämtliche Handschuhe nur für die linke Hand paßten.

Die Bieter hielten sich zurück, keiner wollte die Ware, und so ging sie für einen lächerlich geringen Preis in den Besitz der Franzosen.

Die beiden trafen sich dann in London, legten die Handschuhe wieder paarweise zusammen, um sie dann mit einem derartigen Nutzen abzusetzen, daß nicht nur der frühere Verlust gedeckt war, sondern noch ein bedeutender Gewinn übrigblieb. K. A. P.

Der schiefe Turm in Gefahr?

Seit Jahrhunderten schon ist von Zeit zu Zeit immer wieder die Befürchtung laut geworden, daß der „schiefe Turm" von Pisa nicht mehr lange erhalten bleiben könne, — allen Unglücksprophezeiungen zum Trotz aber hat sich der Turm bis heute gehalten. Nun jedoch scheint seine Stunde zu schlagen, denn eine Untersuchungskommission hat festgestellt, daß der Turm heute eine bedeutend größere Neigung aufweist als noch vor einigen

Jahren. Der Boden, auf dem er steht, ist von Wasser durchsickert! Ganz Pisa steht auf Moorgrund, und den heutigen Architekten erscheint es unglaublich, wie jener Baumeister des 12. Jahrhunderts ein Fundament von zehn Fuß Tiefe auf diesem Boden für ausreichend halten konnte.

In den alten italienischen Städten gehörte es „zum guten Ton“, einen Glockenturm zu besitzen, und zwar entstand ein allgemeiner Wetteifer, wer am höchsten und schönsten bauen könnte. Venedig und Genua hatten längst ihre stolzen Glockentürme errichtet, da wollte Pisa nicht nachstehen. Die Fundamentierung des Glockenturmes, der den von Venedig und Genua in den Schatten stellen sollte, dauerte ein Jahr. Im August des Jahres 1174 wurde der Grundstein gelegt. Die Bürger von Pisa jubelten: sie würden den schönsten Glockenturm erbauen, den es in der Welt gab!

Als jedoch der Baumeister, Bonanno mit Namen, das Bauwerk ein Stück in die Höhe geführt hatte, entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß das Fundament an der südlichen Seite nachgab und das Mauerwerk eine schräge Lage bekam. Er war nicht der Einzige, der es entdeckte, — es entging den Leuten von Pisa auch nicht. Voller Empörung ließen sie den unfähigen und leichtsinnigen Baumeister gefangen nehmen und in den Kerker werfen. In seiner Not verfiel Bonanno auf einen Ausweg. Er hielt den ehrenwerten Bürgern von Pisa eine von edler Entrüstung über ihr Verhalten getragene Rede, aus der hervorging, daß er der Meinung sei: jeder Maurerlehrling könne einen geraden Turm bauen. Aber einen schiefen Turm errichten könne nur ein hervorragender Meister seines Faches. Er habe sich in den Kopf gesetzt, der Stadt Pisa einen Turm zu schaffen, der seinesgleichen in der Welt nicht habe. Der schiefe Turm, den er zu erbauen gedenke, solle Weltruhm bekommen. — Mit dieser Voraussage hatte er nicht unrecht. Aber seine Zeitgenossen waren zunächst über die Vorstellung nicht sonderlich entzückt. Auch trauten sie dem Baumeister jetzt nicht mehr recht. Sie zogen deshalb verschiedene Mathematiker zu Rate, die berechneten, daß der schiefe Unterbau den Turm wohl tragen könne, wenn nur der obere Teil in etwas anderem Winkel gebaut würde. Man gab also Bonanno die Erlaubnis, den Bau fortzusetzen, aber sich genau an die Senkrechte zu halten. Dieses Verlangen war jedoch eine Unmöglichkeit, denn das Fundament senkte sich an der einen Seite immer mehr, und es war nicht möglich, lotrecht in die Höhe zu bauen. Man verabschiedete den unfähigen Baumeister in Ungnade, nachdem der Bau bis zum vierten Stock vorgeschritten war.

So stand das begonnene Bauwerk sechs Jahrzehnte lang. Da meldete sich ein wagemutiger Architekt, und zwar kein anderer als Benenato, der den Dom von Pisa gebaut hatte. Er meinte, das Werk zu Ende führen zu können. Aber kaum hatte er das fünfte Stockwerk errichtet, als der Turm sich von neuem stärker zur Seite neigte. Ihn, der an seine Baukunst geglaubt hatte, traf das wie ein schwerer Schlag, und er starb vor Verzweiflung.

Wieder stand der Turm hundert Jahre halbfertig. Da kam Tomasso Pisano und erbot sich, das Bauwerk zu Ende zu führen. den „schiefen Turm“ zu vollenden. Er wandte die Vorsichtsmaßregel an, daß die schwersten Glocken, von denen die eine dreieinhalb Tonnen wiegt, auf der nördlichen Seite des Turmes angebracht wurden, um eine Art von Gegengewicht zu bilden.

Die Leute von Pisa waren, als sie ihren schiefen Turm fertig sahen, sehr stolz, denn sie begriffen wohl, daß sie damit eine der größten Sehenswürdigkeiten Italiens geschaffen hatten. Allerdings war und blieb der Turm ein Sorgenkind, um dessen Existenz schon Generationen gebebt haben. Und doch hat er sich mit unerklärlicher Zähigkeit in seiner schiefen Lage gehalten. Immer wieder sind Architekten gekommen, die Sicherungsmaßnahmen vorgeschlagen haben, aber da die Fehler im Fundament liegen, läßt sich nichts gegen den schließlichen Verfall des interessanten Gebäudes tun. Es ist von manchen Seiten vorgeschlagen worden, den Platz, auf dem der Turm steht, durch Entwässerungsgräben trockenzulegen, doch befürchtet man, daß durch diese Entwässerung ein Erdrutsch entstehen könnte, der den Verfall des Turmes nur beschleunigen würde.

Da man sich also keinen Rat weiß, wird also damit gerechnet werden müssen, daß eines der berühmtesten Bauwerke der alten und der neuen Welt nicht mehr lange zur Freude der Italienfahrer an seinem alten Platz stehen wird, wo es doch siebenhundert Jahre lang gestanden hat, als eines der sieben Weltwunder unserer Zeit.

Davon wurde Cicero krank.

Die Gastronomie feiert in Frankreich Wiederauferstehung und Triumphe. So ist von Camille Jullian, dem berühmten Mitglied der Académie Française, ein großes gastronomisches Werk angekündigt. Jullian beweist darin u. a., daß die Römer nicht etwa mit den Fingern, sondern regelrecht mit Messer und Gabel an raffiniert gedeckten Tischen aßen. Als berühmtestes Menu im alten Rom nennt Jullian die Speisenfolge am Bankett des Publius Cornelius Lentulus Spinter, 50 Jahre v. Chr. Cicero nahm an jenem Riesenfraß teil und verdarb sich daran tagelang den Magen. Hier ist das Menu: Erster Teil: 1. Austern, 2. Muscheln, 3. Hummern, 4. Krammetsvögel mit Spargelspitzen, 5. gefüllte Poularde, 6. gebackene Austern, 7. Lampreten, dann Ballett und Musik. Zweiter Teil: 1. Krebse, 2. Schnepfendreck, 3. Wildschweinkoteletts, 4. roher Schinken, 5. Geflügelpastete, 6. Makreelen in Konserven, darauf Ballett und Musik. Dritter Teil: 1. Wildschweinbraten, 2. Fischragout, 3. Schweineragout, 4. Gänsebrust, 5. Wildgänsefrikassee, 6. Hasenbraten, 7. Backhendl. Nun sanken die Gäste beinahe erschöpft auf die Diwane und nippten, soweit sie noch imstande waren, an diesen Süßspeisen: Schlagsahne, Quittenkuchen, Feigen, Biskuits; Weine: Ceruba, Taragona, Zypernwein, Rosenlikör. Zwischen jedem Teil kamen natürlich die Sklaven und kitzelten den Gästen mit Gänsefedern zum wohlbekanten Zweck den Schlund.

Der gereimte Kampf gegen die Lustbarkeitssteuer.

Die Spitzenorganisation der Deutschen Filmindustrie war gut beraten, als sie sich im Dezember vorigen Jahres dazu entschloß, ihren Kampf gegen die Lustbarkeitssteuer durch einen in 1½ Millionen Exemplaren verbreiteten Aufruf in die breiteste Oeffentlichkeit zu tragen. In diesem wurde zur Einsendung eines wirksamen Kampfspruchs gegen die Lustbarkeitssteuer aufgefordert. 124 Geldpreise von 500 bis 10 Mark, sowie 1000 Kinofreikarten machten die Beteiligung verlockend. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Tausende von Bewerbungsschreibe ngingen ein, und alle Schichten der Bevölkerung waren unter den Einsendern vertreten.

Für das Preisrichterkollegium war es daher eine schwierige Aufgabe, die richtige Wahl zu treffen. Es ist selbstverständlich, daß die vielen „teuer-, steuer-, Ungeheuer-“ und „not-tot“-Reime in den drastischsten Variationen immer wiederkehrten und letzten Endes die Erbitterung zum Ausdruck brachten, die zweifellos dem unsozialen Charakter dieser Steuer anhaftet.

Das Kollegium entschloß sich, folgende drei wirksame Kampfrufe mit den ersten Preisen auszuzeichnen:

„Wir schaffen und darben, ohne zu klagen,
Und haben an Lasten genug zu tragen.
Für die Oper kein Geld, Theater zu teuer!
Unser das Kino! Weg mit der Steuer!“

*

„Schützt deutschen Film aus Steuernot
Denn Kunst in Fesseln ist ihr Tod.“

*

„Wer gibt uns Bildung für wenig Geld,
Wer zeigt uns im Fluge die ganze Welt?
Der deutsche Film. Drum macht ihn nicht teuer.
Wir fordern: Weg mit der Lustbarkeitssteuer!“

*

Die zeitraubende Aufgabe der Durchsicht aller Einsendungen wurde gewürzt durch die unfreiwillig humorvollen, ja sogar oft derben Sprüche, von denen wir hier einige Kostproben zum besten geben wollen.

Wegen seiner besonderen Urwüchsigkeit wurde folgender Kernspruch mit einem Preis von 100 Mark ausgezeichnet:

„Vertilgt das große Ungeheuer,
den Vielfraß, den Drachen der Lustbarkeitssteuer.
Vergiftet die Bestie, stellt Fallen, legt Schlingen,
dann muß sie verrecken, das Werk wird gelingen.“

Ein richtiger Berliner macht seiner Entrüstung folgendermaßen Luft:

„Ick grüble her, ick grüble hin,
Wie komm ick bloß in Kientopp rin,
Drei Sechser Steuern von ne Mark,
Nee, Steuerfiskus, det is stark,
Der Kientopp is en Volksvajnüjen,
Da brauchste keene Steuer kriejen.“

Im übrigen hören wir, daß die Spitzenorganisation der deutschen Filmindustrie beabsichtigt, in den Kinos einige Aussprüche der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, die dann auch wohl mit Interesse und gebührender Heiterkeit aufgenommen werden dürften.

Fröhliche Ecke.

Er macht Kuddelmuddel. Lausebums wird zur Post geschickt mit dem Auftrage, ein Verzeichnis der Postscheckkunden, eine telegraphische Zahlkarte, zwei Weltpostkarten mit Rückantwort, zehn Paketadressen, zwanzig Fensterbriefe und zehn Empfangszettel für Einschreibebriefe mitzubringen. Er wiederholt unterwegs seinen Auftrag eifrig und verlangt dann am Schalter: Zwei Weltpostfenster, zehn Postkarten mit Rücktrittbremse, eine phlegmatische Zahlkarte, zehn Einschreibebriefe für Empfangsdamen und zwanzig Postscheckkunden mit Paketadresse.

Abergläubisch. A.: „Ist Ihre Frau wirklich so abergläubisch?“ B.: „Abergläubisch? Wenn ich Ihnen sage, daß sie nicht einmal die 13. Fortsetzung des Romans in der Zeitung liest, dann brauche ich Ihnen wohl nichts weiter zu sagen.“

Angenehm. Redensart begegnet einer Bekannten. Bleibt stehen. Quasselt sie an. „Entschuldigen Sie.“ meint die Dame, „aber ich muß jetzt gehen; ich habe nämlich keine Zeit!“ — „Das trifft sich fein,“ lächelt Redensart, „ich habe nämlich auch keine Zeit — da können wir ja gleich zusammengehen!“

Beruhigend. Schlafmütz hat sich schon halb umgedreht, ist bereits dreiviertel am Schlafen. Seine Frau dagegen ist hellwach. Plötzlich ein Geräusch. „Schlafmütz, hörst du nichts?“ bibbert seine Frau, „ich glaube im Salon — du weißt doch, wo wir das halbe Dutzend silberne Mokkalöffel stehen haben . . .“ — „Wir trinken ja doch keinen Mokka!“ beruhigt sie Schlafmütz und schläft ruhig weiter.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.